

gewachsen. Darum malt er fränkisch. Einfach und bieder stehen die Bürger, ehrenfest und ein wenig trocken fast die Handwerker, knorrig, vierförmig und wetterhart die Bauern in seinen Landschaften, die voll Erdgeruch und herber Schönheit sind. Herb und schlicht bleibt seine Kunst auch dann, wenn er sie lyrisch oder romantisch kleidet.

Ein Musterbeispiel für den strengeren Teil seines Schaffens ist sein weit und breit bekannter „Rieser Bauer“, den er überlebensgroß neben das schwere Ackerpferd ins Bild gesetzt hat als unübertreffliches Sinnbild erdverwachsener deutscher Zähigkeit und Kraft. Verwandt ist diesem Bild die für eine Fassadenmalerei bestimmte Skizze des Drachentöters, der, von seinem ungeheuren Streitross treu getragen, gigantisch über das mauerumgürtete Städtchen im Hintergrunde herausragt und doch voll ritterlicher Demut sein Dankgebet zum Himmel schickt.

Der vor nicht allzu langer Zeit mit glänzendem Gelingen ausgeführte Auftrag, das Arbeitermuseum in München mit einem Kolossalgemälde zu schmücken, ist wie die berühmte Schwalbe, die keinen Sommer macht. Mich will bedürfen, daß sein Können auf dem Gebiete der monumentalen Wandmalerei noch lange nicht genügend geschätzt und zur Erbauung unserer Volksgenossen genutzt wird. Fast noch unverständlicher ist es, daß der angeblich geläuterte Teil unseres Bürgertumes nicht eben jetzt einen Maler wie Hans Röhm mit Jubel auf den Schild hebt, um sich am Erwerb und Besitz des einen oder anderen seiner kleinen, mit so weiser Selbstbeschränkung gemalten und dabei so tief gehalt- und stimmungsvollen Blätter dauernd zu erfreuen.

Nachdenkliches zum Fränkischen Schriftstellertag

Nehmen wir an, daß alle Bundesfreunde von dem Fränkischen Schriftstellertag, der am 7., 8. und 9. Juli in Würzburg stattfand, gelesen oder gehört haben! Für den Fall aber, daß dies doch nicht geschehen sei, wollen wir zunächst das Wichtigste, was sich in diesen Tagen zu Würzburg zutrug, hier angeben: Am Samstag den 7. Juli nachmittags eröffnet Oberbürgermeister Dr. Löffler — Mitglied des Frankenbundes — feierlich im Rathausaal den „Süddeutschen Gadttag“ des Reichsbundes für Volksbühnenspiele und den „Fränkischen Schriftstellertag“. Es spricht Herr Gustav Möhl-Offenbach a. M. über die Ziele dieses Reichsbundes; hernach der Vorsitzende des Frankenbundes über „Fränkische Dichter der Vergangenheit und Gegenwart“. — Abends 7½ Uhr findet im Stadttheater die Uraufführung des Heimathspiels „Um Würzburgs Freiheit 1400“ von Dr. Oskar Klöppel — Mitglied des Frankenbundes — durch Würzburger Liebhaberkräfte unter Leitung von Hans Grosser-Braun statt. Am Sonntag vormittags 10 Uhr, dem Kilianstag, versammeln sich die

Teilnehmer der Tagungen und geladene Gäste zu einer Festhandlung im Wenzelsaal des Rathauses. Es sprechen: Oberbürgermeister Dr. Löffler über die Wiederbelebung des Heimatgedankens, Schriftsteller Dr. Leo Weismantel über den Beruf der Dichter gegenüber dem Volk; Gustav Pinenburg, der Vorsitzende des Gaues Unterfranken im Reichsbunde für Volksbühnenspiele, dankt allen Beteiligten für das Gelingen des Festes, Dr. von Jan, Vorstand der Würzburger „Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst“ stellt das Wirken seines Vereins im Sinne Dr. Löfflers in Aussicht. Gesangsvorträge verschönen die erhebende Feier. — Um 3½ Uhr beginnt ein „fränkischer Nachmittag“ im Huttenschen Garten unter Mitwirkung der Musik der Landespolizei Würzburg (Musikleiter: Hermann Junkel) und des Würzburger Sängervereins (Leiter: Paul Neugebauer). Die fränkischen Mundartdichter: Nikolaus Feh, Dr. Wilh. Widder, Alfred Buchner, Carl Dotter — sämtlich Bundesfreunde — und die Mundartdichterin Frau Elise Döllein geben Proben ihrer Muse. — Während der Festtage finden Beratungen der Teilnehmer statt, die zur Gründung einer „Gemeinschaft fränkischer Dichter“ führen. — Vom 5. mit 11. Juli ist eine Ausstellung „500 Jahre Würzburg und Franken in Buch und Bild“ im Gartensaale der Residenz dem allgemeinen Besuch geöffnet. Bei der feierlichen Eröffnung spricht Buchhändler Emil Mönnich über den Leitgedanken und das Zustandekommen der Ausstellung, Geheimrat Dr. Piloty — Mitglied des Frankenbundes — über „Bildungsbestrebungen in Würzburg in den letzten Jahrhunderten“. Um das Zustandekommen der Ausstellung hat sich unser Bundesfreund Bruno Frank Verdienste erworben. Kurze Vorträge über fränkische Stoffe werden im Ausstellungsräum an verschiedenen Tagen von Dr. Friedr. Jos. Abert — Mitglied des Frankenbundes —, Dr. Wilh. Widder und dem Vorsitzenden des Frankenbundes gehalten.

Dies kurzgedrängt das Tatsächliche. Und jetzt einiges Nachdenkliche zu Nutz und Frommen unserer fränkischen Sache.

1. Ein Bürgermeister ruft die fränkischen Dichter zusammen. Hat man schon so etwas gehört oder gelesen? Nein; das ist heuer zum ersten Male geschehen. Man könnte, man müßte bisher der Meinung sein, ein Bürgermeister müsse ganz aufgehen, müsse förmlich ersticken in wirtschaftlicher Fürsorge, in verwaltungsbeamtlicher Tätigkeit. Er dürfe sich schon auch kulturlich betätigen; aber beileibe nur im „Interesse“ seiner Stadt! Beileibe nur in „offiziellen Grenzen“! Hier sehen wir einmal etwas ganz anderes. Ein Bürgermeister, dessen Gesichtskreis weiter reicht als die Hochufer Würzburgs es an sich gestatten, der auch fränkisch empfindet, sucht aus reinem persönlichen Empfinden heraus zur Wiedergeburt fränkischer Kultur beizutragen. Selbstverständlich soll auch Wür-

burg dabei Vorteile haben — aber ideelle! Ein solches Beispiel ist vorbildlich. Der Frankenbund möchte sich recht viele solcher Bürgermeister als Helfer für seine Sache im ganzen Frankenland wünschen, und nicht nur in den Stadtgemeinden.

2. Die fränkischen Dichter schließen sich zu einer Vereinigung zusammen. Auch dies etwas Unerhörtes. Ich weiß nicht, ob die Franken es alle erfaßt haben, was das für einen Rück vorwärts in der fränkischen Kultur bedeutet. Es ist ja kein „Verband für wirtschaftliche Interessen“; es ist etwas ganz anderes. Es ist die Anerkennung gemeinsamer Stammeskultur und der Wille, dieser Stammeskultur nach innen und außen Geltung zu verschaffen. Damit dieser Wille machtvoll werde, sollten freilich unsere Dichter und Schriftsteller auch fest zusammenhalten. Würde ihr Gemeinschaftsgefühl wieder brüchig werden, so wären unsere Anstrengungen, die fränkischen Dichter zu fördern, eine sogenannte Danaidenarbeit, wären ganz vergeblich. Ein Vorbeugungsmittel gegen Lockerung des Gemeinschaftsgefühls, gegen ein Auseinanderbrechen der erreichten Einigkeit wäre der Verzicht auf schriftstellerische Kritik der Dichter über ihre Berufsgenossen. Ich weiß, daß mancher Dichter da sagen wird: „Diese Rede ist hart; wer kann sie hören?“ Trotzdem gebe ich diesen guten Rat. Das bekannte Wort: „Künstler, bilde, rede nicht!“ kann ja nicht ohne weiteres auch auf die Dichter angewendet werden. Doch bleibt es dabei, daß es auch für den Dichter höchstes Ideal sein muß, ganz sein Herz und seinen Geist auf die Schöpfung edler, großer Werke zu wenden, ohne in die staubige Arena der Buchkritik herabzusteigen. Ein schroffes Urteil Schillers über den hochbegabten Bürger hat diesem sein ganzes Leben verbittert, ohne daß Schiller selbst auch nur einen Zoll dadurch größer geworden wäre. —

3. In der Ausstellung reichten sich Vergangenheit und Gegenwart die Hände. Sie war etwas vollkommen Neues: die alten Chronisten, vom Magister Fries an, und die alten Gelehrten der fränkischen Vergangenheit neben den dichtenden Zeitgenossen; die graphische Kunst des 16., 17., 18. Jahrhunderts neben und zwischen dem Buchschmuck unserer Tage. Also hat es sich doch durchgesetzt, was ängstlichen Seelen anfangs ein Greuel war: der Gedanke des Frankenbundes, die Erinnerung an die Vergangenheit mit der Pflege der Gegenwart sinnvoll zu verbinden! Wir geben den übrigen fränkischen Kulturstätten den dringenden Rat, bei guter Gelegenheit ebenfalls solche Ausstellungen zu veranstalten. Bamberg z. B. hat im nächsten Jahre eine solche Gelegenheit, wenn es den 900. Todestag seines Kaisers Heinrich II. begeht. Die Würzburger Ausstellung ist ohne die Mitwirkung öffentlicher Sammlungen zustande gekommen; nahezu alle diese wertvollen Bücher und Bilder wurden von Privatpersonen (z. B. Dr. Piloth) für den guten Zweck zur Verfügung gestellt.

4. Ein Festspiel, das den Freiheitsgedanken verherrlichte, wurde aufgeführt. Wir wollen hier nicht über den dichterischen Wert des Stücks urteilen; es ist von der Kritik einmütig als Probe eines unzweifelhaften dramatischen Talentes gewürdigt worden; sondern wir wollen ein wenig sprechen im Anschluß an einen Vorwurf, der dem Dichter gemacht wurde und den wir vorausgesehen hatten. Sein Gerhard von Schwarzburg, der die Würzburger während seiner Regierung quält und von dem anzunehmen ist, daß er nach Unterdrückung des Aufstandes grausam gegen die Stadt verfahren wird, hat Anstoß erregt. Es fiel das — geschriebene — Wort, daß „die Würzburger sich ihre Bischöfe so nicht vorstellten“. Ja, das hatten wir vorausgesehen! Würzburg ist eben nicht Reichsstadt geworden, wie es die Bürger des Jahres 1400 wollten, es blieb unter dem Krummstab, und die Krummstabahrhunderte bis 1803 haben die Erinnerung an einstige Unmittelbarkeitsgelüste gründlich ausgetilgt. Der heutige Würzburger kann gar nicht reichsstädtisch empfinden, und er will es auch gar nicht, bis auf einige wenige vielleicht. Es ist schon so: ein Würzburger Stück, das einen Bischof gegen die Bürgerschaft ausspielt, könnte in ganz Deutschland aufgeführt werden und mutige Freiheitsgefühle wecken — nur in Würzburg selber nicht. (In Bamberg wäre es ebenso.) Denn der Würzburger, der im Theater vielleicht ganz rebellisch freiheitlich gesinnt geworden ist und für eine Stunde es aufs tiefste bedauert, daß seine Vorfahren den stolzen Traum der Reichsfreiheit nicht verwirklicht sehen durften — der sieht beim Nachhausegehen sich lauter Schöpfungen der Fürstbischofe gegenüber, er sieht seine vielgepriesene Residenz, seinen höchsten Stolz, das Werk der Schönborne — und mit der Reichsfreiheitsbegeisterung ist's vorbei.

Aber den Würzburgern zum Trost sei's gesagt: sie brauchen es nicht zu bedauern, daß anno 1400 ihre Stadt nicht reichsfrei wurde. Wir sagen das nicht von einem irgend engherzigen politischen oder gar konfessionellen Standpunkt aus: der Verdacht, daß wir so denken könnten, reicht nicht einmal bis zu unseren Fersen. Nein: der fränkische Gedanke und herzliche Gefühle für unser heimisches Volkstum lassen uns so urteilen. Wenn nämlich Würzburg Reichsstadt geworden wäre (und es hätte vielleicht in diesem Fall noch ein paar Reichsstädte mit entstehen helfen): so wäre die unselige schwäbisch-fränkische Kleinstaaterei nur vergrößert worden, und wir hätten heute vermehrte Arbeit, die lokalpatriotischen Nebel in Franken zu zerstreuen und die Hürden um kleine Ländchen niederzureißen. Eine Stadt, deren ganze idyllische Lage, deren enggezogene Landschaftsbegrenzung samt anderen Vorbedingungen die Selbstgenügsamkeit so sehr befördert, und noch dazu Reichsstadt: ei, das hätte etwas ganz Vertracktes gegeben. Das hätte die spätere Mumie Nürnberg, wo man den Bürgern verbot, am Sonntag nachmittag in den

„Ausländern“ Bamberg, Ansbach usw. einen Käse zu essen, noch weit übertroffen. Aber sie wären dann doch die „freien Franken“ gewesen, wie ihre Voreltern einstens geheißen hatten? Daß Gott erbarm! Es wäre vielmehr, wie anderswo, das städtische Regiment in die Hände der Wenigen gelangt und die Masse der „freien Franken“ hätte, wie anderswo, selbst noch in grauen Haaren und im Besitz von Bildung und Kunst, vor seidenen Patriziersöhlein Spalier gebildet und den Hut tief gezogen. Und noch etwas sehr Bedeutliches. Nach Lage der Dinge wäre es den reichsstädtischen Würzburgern nicht gelungen, den Bischof ganz aus der Stadt zu verdrängen. Die Festung samt Mainseite wäre hochstiftisch geblieben und ein neues Regensburg, ein neues Speyer, Kempten usw. — man kennt diese Doppelstaaten in einer Stadt — wäre entstanden. Dann wäre die Reformation gekommen. Wie die übrigen fränkischen Reichsstädte hätten sich auch die Würzburger der neuen Lehre angeschlossen; sie haben es ja auch so zum grössten Teil getan, bis die Gegenreformation einzog. Nach Lage der Dinge hätten aber vermutlich die Bischöfe aus Gegenseitigkeit zu der Reichsstadt alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihr Gebiet bei der alten Lehre zu erhalten — und so wäre Würzburg, ähnlich wie Schweinfurt, vermutlich eine von katholischem Land umschlossene protestantische Reichsstadt geworden. Ein bedenkliches Los — sagt der Volksforscher. Denn die Stadt wäre wohl, wie viele andere Orte Deutschlands, der Inzucht anheimgefallen — dank dem Augsburger Religionsfrieden, der aus den deutschen Städten die Andersgläubigen jeweils sauber hinaussegte und — im Zusammenhang mit dem vom Standpunkt der Bekennnisse aus begreiflichen Verbot der Mischehen — die gesunde Blutmischung oft zwischen Nachbarorten unmöglich machte. So aber konnte sich die Bevölkerung Würzburgs fort und fort aus einem Einzugsgebiet, das von der Tauber bis zur Rhön reichte, ergänzen und auffrischen, und darum zeigt sie noch heute eine ungebrochene geistige Regsamkeit und Bildsamkeit. Die reichsstädtische Freiheit, die sie sich einst erwerben wollte, ist ein Blunder gegen das, was sie sich erhielt — wenn auch unter landesherrlicher Obhut — nämlich gegen die Gesundheit und Lebenskraft der Rasse.

Ja, liebe Landsleute, wir müssen unser Volkstum und seine Schicksale tiefer erfassen als es gewöhnlich geschieht. Und wir müssen unparteiische Aussichtspunkte gewinnen. Von einem solchen aus betrachtet ist die Schlacht von Bergtheim und der Ausgang des Kampfes zwischen Gerhard von Schwarzburg und seinen Würzburgern kein so großes Uebel, als man bei oberflächlicher Betrachtung meinen könnte. Und da dies von manchen gewußt, von vielen wenigstens dunkel gefühlt wird, so wird jeder Dichter, der in der Darstellung jenes Kampfes sich entschieden auf die Seite der Würzburger stellt und das Würzburger Volk zum unglücklichen

Freiheitshelden erhebt, mit offenem Widerspruch oder gefühlsmäßiger Ablehnung zu rechnen haben — wenn es ihm nicht gelingt, durch die Art der Darstellung tiefstes Mitleid mit den unterdrückten Städtern zu erregen.

Peter Schneider

Ein Wort über unsere Buchbesprechungen

Gelegentlich wurde ich gefragt, ob man nicht zugunsten der übrigen Beiträge die Buchbesprechungen kürzer fassen oder ganz beiseite lassen könnte. Ich habe diese Frage damals mit „nein“ beantwortet, möchte aber auch an dieser Stelle nochmals auf die Sache zu sprechen kommen, besonders da ich gemerkt habe, daß unsere Buchbesprechungen von manchen Lesern nicht beachtet werden.

Es muß zunächst betont werden, daß die Buchbesprechungen stets der Gradmesser für die Höhe sind, auf der eine Zeitschrift steht. Gerade jene Zeitschriften, die es mit Wissenschaft und Volksbildung am ernstesten nehmen, legen den größten Wert auf möglichst eingehende und besonders auch „kritische“ Buchbesprechungen. Jene kurzen Besprechungen, wie sie die meisten Zeitungen bringen, haben in der Regel nur den Wert von empfehlenden Hinweisen und geben auch in der Regel durch ihre meist übermäßig lobenden Worte ein unrichtiges Bild. Nein, es muß schon getadelt werden, was zu tadeln ist. Das gilt auch für uns im Frankenbund; sonst verlieren wir uns in einen Weihrauchhimmel und machen uns, wenn wir alles Fränkische schlechthin für vollendet erklären, nach außen hin lächerlich. Der Tadel soll freilich immer in milde, schonende Form gekleidet sein. Möglicherweise sind wir hier und da zu schroff gewesen und vielleicht auch ungerecht (vgl. etwa meine Besprechung des Büchleins „Geschichte der fränkischen Mundartdichtung“ von Fr. Schön im Frankenland 5 S. 197, oder die Besprechung von Widders „Landsleut“ im 9. Jahrgang S. 60). Aber, wie gesagt: Tadel und Verbesserungsvorschläge in unseren Besprechungen ganz beiseite zu lassen — das müssen wir ablehnen.

Berlangte so schon das Ansehen unserer „Mitteilungen“ eine ernsthafte Handhabung der Buchbesprechungen, so haben gerade wir Mitglieder des Frankenbundes allen Anlaß, ein besonderes Gewicht auf diese Sache zu legen. Die Förderung unseres fränkischen Schrifttums, die wir uns zur Aufgabe gesetzt, verlangte kräftigen Hinweis auf die Werke unserer Landsleute und eingehende Würdigung. Aber auch die Verdienste der Verlagsbuchhandlungen, die manchmal unter großen Opfern Fränkisches herausgeben, mußten anerkannt und hervorgehoben werden.

Schließlich bieten gerade Buchbesprechungen eine schöne Gelegenheit, manche Dinge zu besprechen, die uns Franken irgendwie nahe gehen, auf